

Wenn sich die Kirchenbänke lichten

[Antonio Suárez](#) / 05. April 2017

Umnutzungen von Kirchen rücken aufgrund der Zunahme der Kirchenaustritte immer stärker in den Fokus der Öffentlichkeit. Manche Kirchen werden abgebaut, andere verkauft. Doch oft werden sie der Mehrfachnutzung zugeführt. Denn die meisten Sakralbauten stehen unter Denkmalschutz.

Als Martin Luther am 31. Oktober 1517 am Hauptportal der Schlosskirche in Wittenberg seine 95 Thesen gegen den päpstlichen Ablasshandel anschlug, war die Kirchenspaltung noch nicht absehbar. Doch als das Schisma nicht mehr abzuwenden war und sich protestantische Konfessionen bildeten, kam es im Abendland zu einem Prozess mit nachhaltigen Folgewirkungen. Mit dem Bildersturm wurden Heiligendarstellungen aus den Kirchen verbannt. Und als das Zölibat aufgehoben wurde, begannen sich die Klöster zu entvölkern. Damit wurden unzählige Gebäude einer neuen Nutzung zugeführt.

Kein neues Phänomen

Was vor bald 500 Jahren die Reformation in Gang setzte, hatte nicht die Entfremdung von Kirchengebäuden zum Ziel, sondern eine Verwesentlichung des kirchlichen Lebens. Im Unterschied dazu sind heute die zunehmend leer stehenden Kirchenbauten das Ergebnis der allgemein rückläufigen Zahl von Kirchgängern. Wie eine jüngst vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut erhobene Studie belegt, haben sich in den letzten Jahren in der Schweiz überdurchschnittlich viele Menschen von der Kirche abgewandt. Die Zahl der Austritte ist im letzten Jahr im Fünfjahresvergleich in fast allen Kantonen gestiegen. Tendenziell kehren Reformierte ihrer Landeskirche öfter den Rücken als Katholiken. Basel-Stadt verzeichnete mit 31 Austritten pro 1000 Mitglieder am meisten Abgänge.

«Das Phänomen der Umnutzung von Kirchen ist nicht neu. Als im Jahre 1529 die Stadt Basel ins reformierte Lager wechselte, wurden auf einen Schlag zwölf Klöster säkularisiert», sagt Kunsthistoriker Johannes Stückelberger, Dozent für Religions- und Kirchenästhetik an der Theologischen Fakultät der Universität Bern. «Die Kirchen und Klöster wurden in Salzlager, Getreidespeicher, Ställe, Kasernen und dergleichen umfunktioniert.» Diese Gebäude würden mit einer Ausnahme bis heute nicht mehr kirchlich genutzt. Einige seien sogar abgerissen worden, vor allem im 19. Jahrhundert. Stückelberger ist einer der besten Kenner der Materie. Kirchenumnutzungen sind Teil seiner Forschungsschwerpunkte. Er leitete den ersten Schweizer Kirchenbautag, der im August 2015 in Bern zu diesem Thema stattfand.

Obwohl das Problem der Kirchenumnutzungen immer mehr thematisiert wird, ist es verglichen mit dem benachbarten Ausland hierzulande noch nicht flächendeckend angekommen. Für Bruno Banholzer, stellvertretender Kirchenmeier der Evangelisch-reformierten Gesamtkirchengemeinde Bern, steht fest, dass man im Ausland viel mehr

Umnutzungen sehe. «Die Umnutzungskonzepte sind hier im internationalen Vergleich relativ zurückhaltend. In Deutschland wurden aus vielen Kirchen Wohnungen. Oftmals ist es so, dass bestehende Kirchen einfach umgewidmet werden an andere Religionsgemeinschaften, vielfach an evangelikale Bewegungen und Freikirchen.»

Theologische Aspekte

Neben den finanziellen, städtebaulichen und denkmalpflegerischen Aspekten muss bei Kirchenumnutzungen stets auch die theologische Komponente berücksichtigt werden. Der Kirchenraum hat im katholischen Kirchenrecht eine sakrale Bedeutung. Diese leitet sich von der Eucharistie ab, «welche die bleibende Gegenwart Gottes symbolisiert und sich im Vollzug der Messe sowie durch die im Tabernakel aufbewahrten, konsekrierten Hostien zeigt», schreiben die Autoren René Pahud de Mortanges und Burim Ramaj in der ökumenischen Zeitschrift «Kunst und Kirche» (04/2015). Da die Kirche ein vom Bischof geweihter Bau ist, muss sie bei Umnutzung, Vermietung oder Verkauf wieder «entweiht» bzw. profaniert werden. Nach kanonischem Recht muss der zuständige Diözesanbischof zu diesem Zweck eine sogenannte Profanerklärung vornehmen.

Dass dieser Vorgang nicht trivial ist, zeigt der Fall der Kapelle Regina Mundi in Freiburg. Als diese nämlich 1990 nach dem Auszug der Marianisten an die Universität verkauft wurde, bestand der Bischof darauf, dass der Chor unter kirchlicher Obhut verbleiben sollte. Da die Universität das gesamte Raumvolumen nutzen wollte, musste erneut mit der kirchlichen Obrigkeit verhandelt werden. Denn für die Einrichtung einer Bibliothek bedurfte es der Profanation der Kapelle.

Die Verhandlungen verliefen äusserst zähflüssig. Und erst 2003 – nach dreizehn Jahren – willigte der Bischof endlich ein und erliess das Entweihungsdekret. In der Folge wurde der vordere Teil der Kapelle zum Lesesaal umfunktioniert. Die Glasfenster, Kreuzwegtafeln, der Hauptaltar aus Marmor und die Kreuzigungsszene wurden aber im Kirchenschiff belassen und provisorisch hinter Vorhängen versteckt. Unter Experten gilt die Umnutzung der Regina-Mundi-Kapelle deshalb als kaum nachahmungswürdige Verlegenheitslösung.

Die Profanerklärung ist allerdings nur bei den Katholiken nötig. Da Protestanten die Messe und Heiligenverehrung ablehnen, hat der Kirchenraum bei ihnen nicht dieselbe Bedeutung. Er ist vielmehr ein Ort der Sammlung und religiösen Besinnung.

Eine moralische Frage

Für Markus Ries, Professor für neuzeitliche Kirchengeschichte an der Universität Luzern, ist die Umnutzung aus theologischer Sicht auch eine ethische Frage. Er bestätigt die unterschiedlichen Sichtweisen der beiden Landeskirchen: «Die Idee des Sakralraumes im Katholizismus besagt, dass es in der Welt ausgesonderte Zonen gibt, in denen andere Gesetzmässigkeiten vorherrschen. In der katholischen Zugangsweise kann man genau unterscheiden zwischen sakral und profan. Die Übergänge werden rituell begleitet. Einerseits gibt es die Profanierung. Das Gegenstück dazu ist die Konsekration: Hier wird ein profaner Raum aus der Welt ausgegrenzt und dem geistlichen Bereich zugeordnet. Diese Handlung nennen wir Weihe.» In der evangelischen Tradition sei dies anders: «Hier gibt es

nur eine Art, wie das Göttliche in der Welt präsent ist, und das ist das Wort Gottes, die Heilige Schrift.»

Die moralische Frage stelle sich gegenüber den Stiftern, sagt der Kirchenhistoriker. «Das Herstellen eines Gebäudes erfordert materielle Mittel. Im kirchlichen Bereich fließen diese Mittel meist von Spendern und Stiftern.» Deshalb, fährt Ries fort, hänge der Umgang mit kirchlichen Bauten nicht so sehr von ideellen oder theologischreligiösen Komponenten als vielmehr von moralischen Verpflichtungen gegenüber denjenigen ab, die das Geld seinerzeit für den Bau beigesteuert hätten.

Aus diesem Grund bevorzugten die Landeskirchen eine Nutzungsänderung, die dem ursprünglichen Stiftungszweck am nächsten komme. «Am meisten Mühe bekunden Kirchen, wenn der ursprüngliche Zweck des Baus ins Gegenteil verkehrt wird, also beispielsweise aus einer Kapelle ein Sexshop wird.» Auch sei es für Katholiken eher zu verkraften, wenn die Kirche einer evangelischen statt einer muslimischen Gemeinschaft überantwortet werde, also christlich bleibe. Zudem sei es einfacher für die Kirchgemeinden, wenn der Sakralbau zum Kunstmuseum oder Konzertsaal statt zur Autogarage oder zum Parkhaus umgestaltet werde.

Musterbeispiel Maihof

Aus eigener Anschauung kennt Markus Ries das Beispiel der St. Josef-Kirche im Maihofquartier in Luzern. Aus dem alten Sakralraum des Architekten Otto Dreyer mit Baujahr 1941 wurde ein Multifunktionsraum. Seit 2014 wird die sanierte Kirche für verschiedene Zwecke genutzt. Und das benachbarte Pfarrheim aus den sechziger Jahren wurde ebenfalls generalüberholt und in ein Quartierzentrum umgewandelt.

Der Umbau erfolgte auf Beschluss des Grossen Kirchenrats. Das Problem war, dass der grosse Kirchensaal am wenigsten genutzt wurde und der Pfarreisaal für bestimmte Anlässe zu klein war. Mit der Umnutzung gelang es, den Kirchenraum einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nach nur minimalen Eingriffen wurde der Kirchensaal in einen multifunktionalen Raum für bis zu 400 Personen umgestaltet, der nun nicht mehr ausschliesslich der Liturgie dient, sondern auch für Ausstellungen, Konzerte, Kongresse, Seminare, Bankette und als Proberaum benutzt werden kann.

Für den Kunsthistoriker Stückelberger ist die Luzerner Maihofkirche ein Exempel dafür, wie solche Umnutzungen in Zukunft gestaltet werden können. «Der Sakralbau gehört weiterhin der Kirche, und durch die Vermietung der Räumlichkeiten finanziert die Kirchgemeinde deren Unterhalt.» Für den Experten ist das Fazit klar: «Aus meiner Sicht ist die Mischnutzung, wie sie im Maihof stattfindet, die beste Lösung.»

Denkmalschutz verhindert

Abbruch Die Zunahme der Konfessionslosen in der inländischen Bevölkerung auf zuletzt 29,5 Prozent führt zum Rückgang der Kirchgänger und das wiederum zu immer mehr leeren Kirchen. Dass aber eine ungenutzte Kirche tatsächlich abgebrochen wird, ist dennoch eher unwahrscheinlich. Markus Ries ist spezialisiert auf die neuzeitliche Sozial- und Frömmigkeitsgeschichte Europas. Für den Kirchenhistoriker ist klar, dass aus kirchlicher Sicht

der Denkmalschutz der effizienteste Schutz überhaupt ist. «Kirchenaustritte schränken die Handlungsfreiheit und die Finanzkraft der Kirchen stark ein. Dass in Kirchen keine Schnellimbisskette oder ein Supermarkt Einzug hält, verhindert in der Regel die Denkmalpflege. Denn diese sorgt dafür, dass in einer Barockkirche kein McDonald's einzieht.»

Im Unterschied zu Basel ist das Kirchensterben in Bern noch nicht akut. Keine der rund zwei Dutzend Kirchen auf dem Stadtgebiet bleiben ungenutzt. Es könne aber bei den Reformierten demnächst zum Thema werden, prognostiziert Stückelberger. In Bern würden keine Kirchen abgerissen, denn sie stünden alle unter Denkmalschutz. Deshalb mache ein Verkauf oder eine Schliessung keinen Sinn. Stattdessen gelte es, fantasievolle Nutzungsformen zu finden, die kompatibel seien mit dem, was die Kirche als Institution verkörpere. «Zurzeit», so der Unidozent, «ist ein Prozess im Gang, der dazu führen wird, dass alle reformierten Kirchgemeinden der Stadt Bern zu einer Gesamtkirchgemeinde zusammengeschlossen werden. Die Entwicklung dürfte dahin gehen, dass man sogenannte Profilkirchen bildet. Das sind Kirchen mit unterschiedlichen Nutzungen.» Stückelberger führt das Beispiel der Heiliggeistkirche am Bahnhof ins Feld, die eine offene Kirche mit einem breiten Laufpublikum ist.

Emotionaler und zeitintensiver Prozess

Wenn man sich bei den Kirchgemeinden umhört, so stellt man fest, dass Nach- und Umnutzungen von Kirchliegenschaften durchaus auf der Agenda stehen. Für Thomas Frutschi, Leiter Bau und Liegenschaften der Evangelisch-reformierten Gesamtkirchgemeinde Bern, ist klar, dass der Liegenschaftsbestand über kurz oder lang reduziert werden muss. Und dies gehe nicht ohne den Verkauf von Kirchen und Kirchgemeindehäusern, ist er überzeugt. «Die Nachnutzung dieser Liegenschaften ist abhängig von Standort, Objektkonzeption und Zustand. Jede dieser Liegenschaften ist deshalb individuell auf ihre geeignetste Nachnutzung hinzuführen. Hierbei verfolgen wir das Ziel, mit den Objekten nach Möglichkeit weiterhin zum gesellschaftlichen Leben beizutragen.»

Besonders geeignet sei die Nachnutzung als Quartiertreffpunkt, Bibliothek, Schule, Tagungsort oder Theater. Die Kirchgemeinde ist aufgeschlossen genug, auch im Sinne der Stadtentwicklung einen Beitrag zur Verdichtung zu leisten, wenn nach sorgfältiger Auslotung der Interessen ein Ersatzneubau sinnvoll erscheint. Zurzeit sind die Stadtberner Reformierten daran, ein Umnutzungskonzept für verschiedene Quartierstützpunkte und Kirchgemeindehäuser auszuarbeiten. Da dieser Prozess noch nicht abgeschlossen sei, so Frutschi, könne er noch keine konkreten Ergebnisse bekanntgeben. «Es zeigt sich aber, dass gerade die Aufhebung von Sakralräumen in der Öffentlichkeit starke Emotionen auslöst. Diese müssen ernst genommen werden und erfordern im Planungsprozess nebst der sachlichen Abwicklung zusätzliche Schritte und vor allem viel Zeit.»

Nichtchristliche Konfessionen

Wie steht es eigentlich um nichtchristliche Konfessionen? Ihre Mitgliederzahl ist in den letzten Jahren gewachsen. Nehmen diese nun den Platz der öffentlich-rechtlichen Landeskirchen ein? Kirchenexperte Stückelberger verneint. Statistiken zeigten, dass diese religiösen Gemeinschaften nicht exponentiell wüchsen. Zwar hätten sie vollere Häuser, doch

auch ein viel grösseres Einzugsgebiet. Mit Ausnahme einer Kirche in Basel, die an eine Freikirche veräussert wurde, seien keine reformierten, katholischen oder christkatholischen Kirchen an andere Konfessionsgemeinschaften übertragen worden. Dies werde auch in Zukunft kaum geschehen, weil Freikirchen andere Raumbedürfnisse hätten. Doch auch aus theologischen Gründen seien die traditionellen Kirchgemeinden zurückhaltend, zumal die Freikirchen eine ganz andere Ausrichtung verträten. Dass Kirchen temporär an andere Religionsgemeinschaften – auch Freikirchen – vermietet würden, sei jedoch nicht neu.

Auch dass aus Kirchen Moscheen werden, ist wenig wahrscheinlich. Ihre Zahl ist noch überschaubar. In Bern zum Beispiel gibt es eine Handvoll – eine davon im 2014 eröffneten Haus der Religionen am Europaplatz. Doch die Moscheen, so Stückelberger, seien kaum sichtbar. Sie befänden sich mehrheitlich in Industriegebieten, Mehrfamilienhäusern oder Tiefgaragen. Das sei typisch für Migrantenreligionen. Denn diese Gemeinschaften verfügten meist nicht über genügend finanzielle Mittel, um neue Gotteshäuser zu bauen. «Und wenn das Geld vorhanden ist, wird die Umnutzungsfrage rasch zum Politikum, wie die Minarett-Initiative gezeigt hat.» Muslimische Gemeinschaften seien diesbezüglich sehr zurückhaltend, denn sie möchten weder auffallen noch anecken.

In der Stadt Luzern sieht die Situation ein wenig anders aus. Für Kirchenhistoriker Markus Ries ist klar, dass nichtchristliche Konfessionen einerseits wachsen und andererseits prominenter in Erscheinung treten möchten. «Gerade die Muslime wären froh, wenn sie im Zentrum von Luzern eine Moschee bauen könnten. Diese Konfessionen haben keine überschüssigen Räume. Für ein Moscheebauprojekt könnten die Muslime auf die Unterstützung der Christgläubigen zählen, namentlich der Katholiken.» Doch ähnlich wie Stückelberger ist auch Ries der Auffassung, dass der Widerstand nicht primär aus kirchlichen Kreisen als vielmehr aus der Politik kommt.